

Arnold Huber

Autor(en): **Wiegand, Carl Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **5 (1909-1910)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ARNOLD HUBER

Am 12. Januar starb plötzlich der Verleger Arnold Huber in Frauenfeld. Er erreichte das 45. Lebensjahr. Er war der Erbe des von Jacques Huber, dem Ehrendoktor der Universität Zürich, begründeten Verlagshauses, das, als die größte Schweizer Verlagsanstalt, sich des Ansehens erfreute, soweit in Europa Freunde deutscher Literatur wohnen.

* *

Arnold Huber ist ein aus dem vollen Leben Herausgerissener. In welchen Vereinen, Verbänden, Genossenschaften der Entschlafene wirkte, wieviel Menschen ihn als Helfer, Berater, Stütze, Freund, Mitmenschen, als sozialdenkenden Gemeinnützigen verloren haben: ich weiß es nicht. Ebensowenig, wie er religiös gefühlt, politisch gedacht. Ich kenne auch weder seine Bedeutung für den Stand der Zeitungs- und Buchverleger, der Sortimenter, noch seine Stellung in der Welt der Typographen — denn dieser rastlos sich betätigende Mann war nach dem Wunsche seines Vaters unter anderm ein gelernter Typograph — ich weiß nur, dass mir einer der liebsten und wertvollsten Menschen gestorben ist, einer, dessen Hinscheiden mir eine unausfüllbare Lücke ins Leben gerissen hat.

Wie oft halten wir im Leben still und finden Kraft, Mut und Aufrichtigkeit genug, um einem großen und starken Gefühl uns hinzugeben? Wie oft wird unser Schmerz zur Lüge und das aufsteigende natürliche Empfinden zur Fratze! Es gilt ja heute in unserer erbärmlichen, verkniffenen Zeit auch den Schmerz zwischen die Zähne zu nehmen! Zeige nur, dass du es verbeißen kannst! So würgt der moderne Mensch, auch eine Kultur, sein Herz!

Weil ich Arnold Huber geliebt habe, deshalb rufe ich seinen Manen!

* *

Es war bei unserm ersten Verlagsgeschäft — es war wahrscheinlich kein Geschäft für ihn — als ich ihn kennen lernte. Mit Lebhaftigkeit hatte er meinen Vorschlag aufgegriffen. Zur verabredeten Stunde trat ich im „Pelikan“, seiner Zürcher Absteigestelle, ein. Wir hatten uns brieflich verabredet, uns am Büfett zu melden, damit wir uns umso schneller fänden. Ich hatte Arnold

Huber nie zuvor gesehen, auch ich war ihm völlig unbekannt. Kaum hatte ich das Lokal betreten, erhob sich an einem der Tische eine große, breitschultrige blonde Offizierserscheinung, und ging, zwischen den Stühlen lavierend, mit hellem Blick stracks auf mich zu:

„Kein Zweifel, Sie sind gewiss . . .“

„Allerdings!“

Damit lachten wir uns in die Gesichter, weil wir ohne Vorstellung auf dem Fleck uns erkannt hatten. Seit jener Zeit freute ich mich, wenn ich den Frauenfelder Verleger sah. Dazu fand sich bald Gelegenheit in seinem Hause.

Wenn man das vornehme Patrizierhaus in Frauenfeld mit dem großen Park, die weitverzweigten, wahrhaft vorbildlich geräumigen Geschäftsanlagen betritt — es war damals ein heißer Sommer-nachmittag — empfängt man den Eindruck eines in seinen Grundfesten unerschütterlichen und reichen Besitzes. In einer Serre entkorkte er einige seiner vorzüglichen Rheinweine. Dann saßen wir zusammen und sprachen. Vor allem suchte Arnold Huber, der aus seinem rastlosen Betriebe sich freigemacht, seinen Autoren menschlich näherzutreten. Von wahrhaft ritterlichen Umgangsformen, ausgestattet mit guten historischen Kenntnissen — Heinrich von Treitschke war sein Lehrer gewesen — von vorzüglicher praktischer Begabung, verstand er es, gewandt und liebenswürdig, vornehm in der Gesinnung und maßvoll im Urteil, seinem Gast die Riegel zu lösen, damit der Mensch aus sich selbst herausträte. Keinen Augenblick stellte er das Geschäftsinteresse rigoros in den Vordergrund. Mit Aufmerksamkeit zuhörend, ließ er sich Plan und Ansichten entwickeln, gab zwischendurch geschäftliche Aufschlüsse und sparte nicht Lob und Anerkennung, wenn etwas seinen vollen Beifall herausforderte, ohne Rücksicht darauf, ob solches Lob dem sogenannten guten Geschäftsmann gemeinhin sonst eigen ist oder nicht. Nach meinem ersten Besuche bei Arnold Huber nahm ich die freudenvoll in mir aufquellende Gewissheit mit nach Hause: vor allem einen wertvollen Menschen, einen geistigen Freund, einen seelisch mir Zugetrauten gefunden zu haben. Das gab mir Antrieb, Kraft und machte mich reich!

Damals saß er noch inmitten seiner blühenden Kinder am Abendtisch. Damals lebte noch sein schönes Weib. Damals war

ihm sein alter Vater, der, selbst der verdienten Altersruhe lebend, wie ein Patriarch, das Aufblühen des von ihm zur Höhe geführten Geschäftes interessevoll verfolgte, noch zur Seite. Dr. J. Huber war einer der genaueren Kenner Gottfried Kellers. Die Erzählungen dieses erfahrungsreichen Mannes, seine Erlebnisse, rollten die Tradition eines Hauses auf, das mir den Gedanken festigte: hier ist ein auf Tüchtigkeit und Fähigkeit, auf rastlosen Eifer, vorbildlichen Fleiß, Ehrbarkeit und gute menschliche Sitte gegründetes Geschäfts- und Heimwesen echten Schweizertums. Dazu kam etwas, was mich als Deutschen anheimelte. Wenn ich neben Arnold Huber saß, der, neben seiner aufreibenden Geschäftsführung, das arbeitsreiche Amt eines Artillerieobersten ausfüllte, hatte ich den Eindruck, neben einem blonden deutschen Obersten zu sitzen, vom Schlage jener ausgezeichneten Rassemenschen, wie sie die deutsche Armee, das deutsche Waffenhandwerk in den besten Exemplaren hervorbringt. Arnold Huber liebte mit Stolz, mit Inbrunst die Waffe. Seine Erholung war sein Pferd. Seine jährliche Ausspannung das Manöver. Nichts mag diesem starken Menschen schwerer gefallen sein, als dem Bundesrat seine Waffe zur Verfügung zu stellen. Er tat dies am 1. Januar 1910 mit der Begründung, dass die Überhäufung mit geschäftlichen Arbeiten ihm nicht gestatte, das Maß von Arbeit und Zeit seiner militärischen Stellung zu widmen, wie es das verantwortungsvolle Amt eines Obersten erheische!

Vom stark Männlichen seit meiner Kindheit glühend angezogen, war es mir eine Lust, in die blausprühenden Augen Arnold Hubers zu blicken, der in der Form des Hauptes übrigens mich stark an Liliencron erinnerte. Wer das Vertrauen Arnold Hubers errang, war gewiss, mit Vertrauen lohnen zu können. Wieviele Pläne der Zukunft — nicht nur mir — sind mit dem Abbruch dieses vollsaftigen Lebens in Stücke gegangen. Ich erinnere mich des Wortes, das Adolf Frey sprach am Tage, da uns die Todesnachricht erreichte: „Dieser Mann ist nicht nur dem Schrifttum, sondern der ganzen Schweiz gestorben!“ Der Ausbau seines Verlages mit literarisch wertvollen Werken — das war sein Wunsch! Er hatte keinen Sonntag. Sonntags saß er zu Hause und prüfte Manuskripte. Ob das immer ein Genuss war?

Im abgelaufenen Jahre hatte ihn sein Weib mit dem vierten Kinde beschenkt. Das Glück der Erwartung — er besuchte mich

einige Tage vorher — strahlte aus ihm. Es sollte anders kommen. Als ich ihn im September in neuen Verlagsgeschäften traf, war er nicht wiederzuerkennen. Die äußere Straffheit war dahin. Sein Weib lag schwer krank. Sie starb in Umnachtung. „Wenn mir nur mein Vater noch leben bleibt . . .“ hatte er gerufen. Der starb wenige Tage nach der Gattin. Ich wusste, was ihm zerbrochen war. Ich suchte — wohl nicht allein — ihn aufzurichten, indem ich ihn daran erinnerte, dass er, wie kein zweiter, von sich sagen könne:

Weil den Menschen ich ein Teil gegeben
Meines Wesens und gezahlt mit Blut,
Ankert meine Seele tief im Leben,
Gleich dem Schiffe, das, im Steuer fest,
Niemals gänzlich sich verschlagen lässt,
Zwar den Stürmen ewig preisgegeben,
Einst im Hafen reich am Haltseil ruht . . .

Nun hat der Sturm doch den Mast geknickt. Die vergangenen Weihnachtstage, so schrieb er mir nach St. Moritz, bedrängten ihn über alles. Am 12. Januar fiel er, der seelisch und körperlich Geschwächte, einem Unglücksfall zum Opfer.

* * *

Arnold Huber hat die schöne und große Arbeit, das Erbe seines Vaters, würdig übernommen und selbständig, von kleinen Ausnahmen abgesehen, mit Glück und Einsicht fortgeführt. Er war einer der wenigen Menschen, die noch an Ideale, auch im Geschäftlichen, glauben. Er war ein Mensch, der seinen Reichtum mit Güte gebrauchte. Er war ein Starker, der die Kraft besaß, ändern ein Stück seines Vertrauens einzuflößen, ändern den Glauben an sich selbst zu stärken!

Das ist's, das ich, bisher nicht nur ich, Arnold Huber danke! An Gefühl und wahrer Menschlichkeit, an aufrichtiger Güte, an innerem Glauben, an Wohlwollen, Zutrauen und Seelenliebe verarmt die Menschheit mehr und mehr! Wir wissen kaum, ob es überhaupt Menschen gibt, die unsere Seele suchen, die unserem Herzen vielleicht ein Bedürfnis wären. Im Theater spielen wir die Tragik und lassen uns erschüttern, an der Tragik des Lebens schreiten wir in Unrast vorüber. So ist das *Leben*, sagen wir. So sind *wir*, hieße es richtiger.

In den Stunden aber, in denen ein Stück unseres Herzens und ein Stück Zukunft starb, wird es uns dumpf und bang, und wir fragen uns selbst: Tut jeder an seiner statt, nur ein kleines, dem Mitmenschen soviel Liebes, dass ihn der Glaube an uns, an das Leben, an ein Glück und eine Sonne der Zukunft in dunklen Stunden zu stärken vermag?

ZÜRICH

CARL FRIEDRICH WIEGAND



DER SANDHASE

VON C. A. LOOSLI

Vor einigen Wochen war in den Blättern einer westschweizerischen Universitätsstadt im lokalen Teile zu lesen, dass der Präparator Dumirailles im Alter von achtundsechzig Jahren an einer Lungenentzündung eines plötzlichen Todes gestorben sei. Der alte Dumirailles, der Sandhase! denn so hatten ihn schon seit mehr als zwanzig Jahren die Studenten genannt. Dumirailles war ein kleines Männchen, dürr und grau, beweglich und schüchtern, der sich nie anders als nachlässig gekleidet auf der Straße zeigte und ungemein tüchtig in seinem Berufe war. Alles war grau an ihm, seine blinzelnden Augen, seine Gesichtsfarbe, seine Leibwäsche, sein viel zu weiter Rock, der an ihm herumbaumelte, als wäre er durch Gott weiß welchen Zufall vom Himmel herab auf das bewegliche Knochengestell gefallen und daran hängen geblieben, grau waren auch die zu kurzen und unten stets aufgefranst Hoschen, grau waren sogar die Bewegungen des kleinen Männchens. Seine schleichende Beweglichkeit und sein nervöses furchtsames Auffahren bei dem geringsten ungewohnten Geräusche und die graue Atmosphäre, die ihn auch im hellsten Sonnenschein zu umhüllen schien, hatten ihm wohl zu dem Spitznamen „Sandhase“ verholfen.

Seit Jahrzehnten war er Präparator am zoologischen Institut, und wer das Glück hatte, seine nähere Bekanntschaft zu machen, der erfuhr recht bald, dass ungemein viel in dem kleinen Männchen steckte.

Der Sandhase war ein großer Gelehrter, das wussten alle, die je mit ihm in dauernde Berührung kamen, aber dass er siebzehn Jahre Zuchthaus abgesessen hatte, das wussten auch seine nächsten Bekannten nicht, und als er jetzt, fern von seiner Heimat verschlagen und verschollen starb, da hat sich niemand daran erinnert, — er verschwand aus dem Leben, wie früher aus dem Laboratorium, ohne Geräusch und ohne Aufsehen zu erregen, mit jener kaninchenhaften Behendigkeit, die zur Hälfte aus Schreck und zur andern Hälfte aus Sprunggelenken besteht.

Zur Zeit, als wirklich brave Leute die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, dass es einmal ein nützliches Glied der Gesellschaft aus mir gebe, machte ich seine Bekanntschaft. Ich befand mich als blutjunger Fuchs eben auf jener Hochschule und gab mir allen Ernstes Mühe, in die Geheimnisse